

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 63 (1983)
Heft: 12

Artikel: Ein zu provinzielles Bild der Schweiz
Autor: Pulver, Elsbeth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-164050>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gerold Späth bei Grass und dieser bei Döblin, zu Erika Burkarts Lyrik gibt es Spuren im Werk der Droste.

Ich glaube, gerade das Erstaunen angesichts der Linsmeyerschen Reihe – was es da nicht alles gab! – drückt aus, wie wenig «frühlingshaft» wir die meisten dieser Autoren empfinden. Ich wage die These: viele von denen, die sich heute als Schriftsteller in renommierten Verlagen etablieren, Literaturpreise und Förderbeiträge erhalten, wären damals auch schattenhalb der Öffentlichkeit und Repräsentanz geblieben. Es sind zwei grundverschiedene Epochen. Man kann nicht von Frühling, Sommer und Herbst, man müsste von einem rauhen und einem milden Klima sprechen. Hier gedeiht im Übermass, was dort verkümmerte.

Wie ist dieser Klimawechsel zu erklären? Wohl nur mit der Umwertung des Schriftstellers und des Kulturverständnisses. Hätte Robert Walser seinen Roman «*Jakob von Gunten*» in den siebziger Jahren einem heutigen Verleger angeboten, wäre er sofort als grosses Talent entdeckt, preisgekrönt (mit dem Robert-Walser-Preis!) und vermarktet worden. Damals war er der wilde Aussenseiter. Man stellte sich unter einem genormten Outsider etwas anderes vor.

Die Ohren der heutigen Lektoren, Redaktoren und Juroren sind geschärft für Separatistentöne, aber nicht, weil man aus dem Fall Walser, dem Fall Hohl oder dem Fall Moser gelernt hätte, sondern weil die Leserschaft den Schriftsteller in seiner Rolle als «Sonderbotschafter» akzeptiert. Er ist ein Spezialist des Ausgefallenen. Die Literatur ist nicht komplizierter, das Komplexere ist selbstverständlicher geworden. Das hat mit dem Gleichgewicht des Schreckens, mit der Medienüberflutung, mit der Vermassung der Menschen, mit der Kollektivierung der Lebensformen zu tun, dass der Einzelne und Vereinzelte, so er sich künstlerisch hervortut, kultiviert wird wie selten zuvor. Aber sicher nicht mit dem Schicksal vergessener Autoren aus der ersten Jahrhunderthälfte.

Elsbeth Pulver

Ein zu provinzielles Bild der Schweiz

Sie fragen mich nach meinem Urteil über die nun vollständig vorliegende Reihe «*Frühling der Gegenwart*». Dabei sind die präzisen Fragen, die Sie stellen, zwar sehr anregend, aber (bitte nehmen Sie das nicht übel) mir etwas zu gezielt, fast einengend. Ich ziehe eine freiere Art der Antwort vor.

Die Reihe hat offensichtlich Erfolg; das heisst sie hat Leser gefunden, die sich wohl mit der zeitgenössischen Schweizer Literatur schwer tun, weil sie sie für schwierig halten. Zu hoffen ist nur, dass sie durch diese älteren Bücher nicht in der Meinung bestärkt werden (ich habe dies Urteil häufig gehört), die Älteren hätten eben, im Gegensatz zu den Heutigen, «*noch schreiben können*». Aber dafür wäre der Herausgeber nicht verantwortlich zu machen. Ich selber habe die Bücher des öftern benützt, dankbar, sie greifbar zu haben, dankbar für diesen und jenen Hinweis auf Werke, die ich nicht oder vor langem gelesen habe. Charles Linsmayer hat eine imponierende Recherchierarbeit geleistet – das ist nicht etwa eine gönnerhaft-schulterklopfende Bemerkung! Da ist einer mit einem Feuereifer und mit einer Liebe an die Arbeit gegangen, ohne die ein Riesenunternehmen dieser Art nicht konzipiert und nicht durchgeführt werden könnte. Mir scheinen übrigens die Lebensläufe und Figuren, die Linsmayer aufstöbert und darstellt, mindestens ebenso interessant wie die Werke: das gilt für *Jakob Vetsch* und z. T. auch für *Cecile Ines Loos*; bei beiden Autoren liefert das biographische Nachwort auch Informationen, die, auf das Werk bezogen, erklären, warum das volle Gelingen ausbleiben musste.

Dass die Nachworte der verschiedenen Herausgeber sehr ungleichartig ausgefallen sind, stört mich nicht: das Unsystematische und Vielfältige macht gerade einen Reiz der Reihe aus. Dass sie von sehr ungleicher Qualität sind, das allerdings fällt schon ins Gewicht – und hängt wahrscheinlich damit zusammen, dass ein Unternehmen dieser Art immer unter Zeitdruck und unter Geldmangel zu leiden hat. Zwar glaube ich nicht an eine absolute oder numerisch auszählbare Rangordnung im Bereich des Geistigen; aber die verschiedenen Herausgeber hätten doch wenigstens versuchen können, den Stellenwert eines Werkes im Gesamtwerk des Autors und in der Literatur der Zeit etwas deutlicher zu markieren. So ergibt sich ein Nebeneinander des Ungleichwertigen; zugespitzt gesagt: *Ernst Zahn* gerät mir zu sehr in die Nähe von *Meinrad Inglin*. Nimmt man die Äusserungen der verschiedenen Herausgeber zusammen, so gewinnt man den doch allzu pauschalen Eindruck, die Autoren der ersten Jahrhunderthälfte seien allesamt verkannte und in ihrer Entfaltung gehemmte Opfer der Zeit gewesen und hätten deshalb alle gleichermassen unsere «*Gerechtigkeit nach rückwärts nötig*» (ein typischer und schöner Hermann-Burger-Ausdruck, mit dem ich dennoch nichts Rechtes anfangen kann) – eine Verallgemeinerung, die durch das sehr unterschiedliche literarische Geschick der einzelnen Autoren keineswegs gestützt wird.

Mit diesen kritischen Marginalien versuche ich nicht etwa die Frage zu beantworten, ob die Reihe ein «*authentisches Bild*» der Epoche vermittele oder die Auswahl «*repräsentativ*» sei. Sie kann beides nicht sein, schon nur

weil sie sich explizit auf den Roman beschränkt, diesen «*Schweizerroman*», der noch in Kurt Guggenheims «*Gerufen und nicht gerufen*» eine feste, fast mythisch aufgefasste Grösse ist. Ohne die Lyrik Zollingers, die Essays Rychners, die Prosa Burckhardts, die Kurzgeschichten Regina Ullmanns, die Notizen Hohls gibt es weder eine repräsentative Auswahl noch ein authentisches Bild der literarischen Epoche. Linsmayer denkt aber nicht nur an die Vergangenheit und die historische Treue: er wendet sich an den heutigen Leser und wählt Werke, die auch diesem etwas zu sagen haben. Seine Reihe ist, so gesehen, ein Zwitter, was sie keineswegs unsympathisch macht. Im Gegenteil: da nun Texte aus der Epoche selbst vorliegen, wird etwas möglich, was eine noch so gute Literaturgeschichte, noch so geistreiche Aufsätze nicht erreichen könnten: die Diskussion über unsere Vergangenheit kann so geführt werden, dass nicht nur die sogenannte Fachwelt, sondern auch die sogenannten breiteren Kreise daran teilnehmen. Das scheint mir wertvoll, anregend, und ich möchte dies positive Urteil über die ganze Reihe keineswegs ausstreichen, wenn ich jetzt bekenne, dass ich bei der Lektüre der drei Bände von Erzählungen doch recht erschrocken bin.

Mit vollem Recht lenken Ihre Fragen die Aufmerksamkeit auf diese drei Bände und die darin enthaltenen sehr grundsätzlichen und aufs Ganze zielenden Ausführungen des Herausgebers: das «*Herzstück*» der Reihe nennt der Verlag – und mit ihm wohl der Herausgeber – in einem Begleitbrief diese Bände.

Zunächst zu den ausgewählten Erzählungen. 178 Autoren – im kleinen Raum der deutschen Schweiz, in einem halben Jahrhundert! Unwillkürlich erinnere ich mich an eine Bemerkung von Hugo von Hofmannsthal (über Autoren übrigens, die von der deutschen Literaturgeschichte nicht nur in ein paar Zeilen weitervermittelt werden): «*Ach, das sind doch nur Nebengeräusche im Telefon.*» Elitärer Hochmut eines Privilegierten? Ich nehme den Satz als eine Mahnung, dass Kunst von Können kommt und dass es in ihr ohne den strengsten Anspruch nicht geht.

Nun liess sich Linsmayer offensichtlich bei diesen Bänden von anderen als von literarischen Kriterien leiten: er will darin «*Literatur als Zeitspiegel präsentieren, schriftstellerische Texte als persönlich gefärbte Zeitdokumente gehobenen künstlerischen Niveaus zu einem charakteristischen Abbild der Epoche gruppieren*». Literatur als Dokument also. Ich will nicht leugnen, dass man einiges über die Atmosphäre der Zeit lernen kann; aber auch solche «*wahren Geschichten*» vermitteln ja nichts anders als eben das Bild, das man sich von der Wirklichkeit machte und nicht etwa die Wirklichkeit selbst. Aber «*gehobenes künstlerisches Niveau*» – ist das nicht nur ein etwas schönerer Ausdruck für Mittelmasse? Und je mehr ich in den Sammlungen lese, desto stärker fühle ich Widerstand in mir auf-

steigen: Nein, so bieder harmlos ist unsere Literatur nicht, so klein, bescheiden sind «wir» nicht, «wir» Schweizer! Ich blättere in den Briefen Zollingers aus der gleichen Epoche und finde darin einen Anspruch an sich und an die Welt, wie er nötig ist, nicht nur für ein Werk, sondern für das geistige Leben schlechthin. Wollte Hofmannsthal (oder ein anderer) Zollinger zu den «*Nebengeräuschen im Telefon*» zählen, ich würde mich leidenschaftlich für ihn wehren.

Aber sei's: Erzählungen als Zeitdokumente. Nur argumentiert der Herausgeber in der Folge doch, als ginge es um Literatur als Literatur. Er beschreibt ausführlich drei Determinanten des literarischen Lebens in der ersten Jahrhunderthälfte:

1. Die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, als Schriftsteller ein einigermaßen ausreichendes Einkommen zu finden;
2. Die verhängnisvolle Rolle der Literaturwissenschaft und -kritik;
3. Die geistige Landesverteidigung.

Diese Determinanten sind ohne Ausnahme wichtig und ernstzunehmen. Was die materiellen Verhältnisse der Autoren angeht, so bin ich gewiss nicht die Person zu behaupten, der Schriftsteller brauche kein Geld, oder, in der Sprache unserer Zeit: man könne Kulturförderung auch ohne oder mit wenig Geld betreiben. Aber wenn Linsmayer, ausführlich und ohne sich genügend zu distanzieren, Autoren zitiert, die behaupten, sie würden durch die schlechten materiellen Verhältnisse dazu gebracht, auf Quantität statt auf Qualität zu achten, dann scheint mir das allzu simpel argumentiert. Es gibt und gab die Viel- und Schnellschreiber, und es gibt und gab die Wenig- und Langsam-schreiber. Dass das Ergebnis beider Produktionsarten gut sein kann, dafür liessen sich gerade in der Gegenwart Beispiele genug finden. Aber wenn einer sich durch äussere Umstände dazu verleiten lässt, nicht nur viel, sondern auch – schlecht zu schreiben, dann drängt sich die Frage auf, ob es vielleicht am Talent fehle oder ob er – gar kein Autor sei! Wenn Linsmayer sagt, «*die schwierigste Probe, welche ein Buch damals wie heute zu bestehen habe, sei der in Erfolgswiffern ablesbare Erfolg oder Misserfolg beim Leser*», dann verknotet er Geld und Geist zu eng. Der Erfolg ist eine Hürde, die ein Werk nimmt oder eben nicht nimmt: aber eine Probe?

Der Prüfstein eines Werkes ist letztlich – das Werk selbst, und in zweiter Linie das Urteil der Kenner und der Liebhaber; und diese stellen gerade bei den wichtigsten Werken – damals wie heute – eine Minderheit dar, deren Zahl sich kaum in Verkaufsziffern niederschlägt.

Was die Rolle der Germanistik in der ersten Jahrhunderthälfte angeht, so lenkt Linsmayer unsere Aufmerksamkeit auf einen wichtigen Punkt. Vor allem die Ausführungen im ersten Band sind äusserst lesenswert; im zweiten

Band aber erhält das Zürcher Trio *Emil Ermatinger, Robert Faesi, Ernst Korrodi* denn doch allzu grosses Gewicht: als ob diese Männer die einzigen gewesen wären, die über Literatur nachgedacht und sich dazu geäussert hätten. Aber: *Max Rychner* war seit 1922 Redaktor der «*Neuen Schweizer Rundschau*», und er konnte immerhin 1942 den Band «*Literatur zwischen zwei Weltkriegen*» veröffentlichen, mit Namen und Begriffen, die vom «*Verhältnis zur Volksgemeinschaft*», das Ermatinger propagierte, weit entfernt waren. Und die Germanistik Zürichs war nicht einfach die Germanistik der Schweiz. Linsmayer erwähnt *Walter Muschg* und zitiert dessen «*Ostergruss*»; an dessen Satz, «*dass es nicht das Leichteste, sondern das Schwerste ist, frei zu sein*», hätten die Autoren sich halten können oder auch an das Stichwort «*Weltliteratur*», das zu einer Zeit des überhitzten Nationalismus in Bern der Ordinarius *Fritz Strich* vermittelte: Fritz Strich – ein Gelehrter jüdischer Abstammung, dessen internationales Ansehen weit grösser war als das seiner Zürcher Kollegen. Bei Strich übrigens hat *Dürrenmatt* studiert – aber das Schreiben hat er gewiss nicht an der Hochschule gelernt – er hat eben geschrieben! «*Der Dichter braucht den Kritiker nicht*», sagt er einmal, selbstgewiss; und das gilt nicht nur für ihn. So wichtig Germanistik und Literaturkritik für das geistige Leben sind; richtungweisend können sie nur für Autoren werden, deren Wiederentdeckung und -belebung man sich sparen dürfte!

Über die *geistige Landesverteidigung* hält Linsmayer einen eigentlichen Gerichtstag ab, ohne dass er auf die wirtschaftlichen und politischen Hintergründe genügend eingehen könnte. Wenn er verallgemeinernd sagt, die Autoren hätten sich «*damals ganz in den Dienst ihrer bedrohten Heimat zu stellen geglaubt*» und hätten sich damit selbst an einer reicheren Entfaltung ihrer Kräfte gehindert, so kann er natürlich Belege genug finden, nicht nur bei *Felix Moeschlin*, dem langjährigen Präsidenten des Schriftstellervereins, dessen ans Faschistoide grenzende Haltung er breit erörtert. Aber es gab sie, die «*Ausnahmen*», nach denen hier zu fragen ist; diese Ausnahmen waren eben die Schriftsteller, die noch heute zählen. Nicht einmal unseren Klassiker, den «*Schweizerspiegel*», kann man leichthin für die geistige Landesverteidigung in Anspruch nehmen, noch weniger *Albin Zollinger*.

Die Härte, die Linsmayer der geistigen Landesverteidigung (das Wort einmal im weitesten Sinn genommen) gegenüber an den Tag legt, erstaunt einigermaßen: sie ist, im Lichte der von ihm ausgewählten Reihe besehen, nämlich inkonsequent. Er entlarvt die nationalistische Haltung Moeschlins – und bringt doch von ihm einen ganzen Roman, ohne den Widerspruch richtig zu thematisieren; er rügt die *Landi* von 1939, weil sie *Ludwig Hohl* nicht vorstellt – und berücksichtigt ihn im Rahmen der Erzählungen wie

alle anderen mit einem einzigen knappen Beispiel. Er beklagt den Provinzialismus der damaligen deutschschweizerischen Literatur; aber von Zollinger nimmt er den «schweizerischen» «Pfannenstiel» auf und nicht die von modernen Romanformen geprägte «Grosse Unruhe»; er verzichtet weder auf *Zahn* noch auf *Meinrad Lienert*, dafür auf *A.S. Weltis* «Wenn Puritaner jung sind». So trägt er selber durch seine Auswahl einiges bei zum provinziellen Bild der Schweizer Literatur, das er jetzt kritisiert.

Dabei hätte sich dies Bild unschwer korrigieren und ausweiten lassen: in den drei Bänden eben, die für die Erzählungen, diese «wahren Geschichten», reserviert blieben. Linsmayer betont, dass er sich in der Auswahl von seiner «frei schwebenden, spontan beweglichen wachen Subjektivität leiten liess». Im Sinne dieser gepriesenen Subjektivität (die ich mir allerdings lieber nicht als eine «frei schwebende», sondern als eine kritische und selbstkritische vorstelle, mit den Füßen auf dem Boden gewissermassen) erlaube ich mir abschliessend ein Gedankenspiel. Nicht eine eigene Reihe entwerfe ich, aber eine mögliche Ergänzung in den drei Erzählbänden: statt der Verengung ins Harmlose, Provinzielle, die Ausweitung. Überflüssig zu sagen, dass ich damit nicht grosse Themen meine: wer ist kühner, in jedem Satz, als der Verkleinerer und Selbstverkleinerer *Robert Walser*?

Gestützt von der ganzen, in der Mehrzahl der Werke so gesund realistischen Reihe hätten diese drei Bände dem Leser durchaus etwas mehr zumuten, sogar aus dem Rahmen der reinen Erzählung ausbrechen dürfen: mit der «Kleinasiatischen Reise» von *Carl J. Burckhardt* z. B., mit einer ansehnlichen Sammlung von Kurzgeschichten *Regina Ullmans*, von Notizen *Ludwig Hohls*, von Aphorismen *Hans Albrecht Mosers*; mit Essays von *Max Rychner*, *Fritz Ernst*. Und es gibt Briefe aus der Epoche, die literarische Qualität und dokumentarischen Wert verbinden, ebenso politische Texte: die «Weltchronik» von *J. R. von Salis*, beispielsweise, erzählt auch eine «wahre Geschichte» aus jener Zeit – aber keine provinzielle!

Ein Gedankenspiel, das keine Gestalt gewinnt, nicht einmal eine Seite füllt, lediglich eine Variante skizziert. Es gäbe andere. Dass die Reihe «Frühling der Gegenwart» zu solchen Varianten anregt, ist einer ihrer Vorteile, und es ist keine Phrase, wenn ich hier wiederhole, dass die Kritik an den Erzählungsbänden das Lob für die Reihe nicht ausstreicht. Sie hat unsere Buchwelt, auch das literarische Leben bereichert; die Erzählbände aber manifestieren ein Literaturverständnis, das wir nicht unbesehen übernehmen dürfen, wenn wir uns um geistige Kontinuität bemühen.